

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Rückkehr nach damals

Auf dem Weg zu einer neurowissenschaftlich induzierten
,Heuristik der Emotion'

Rückkehr nach damals

Auf dem Weg zu einer neurowissenschaftlich induzierten ‚Heuristik der Emotion‘

Abstract

Emotionalität wird häufig, beispielsweise in Stellenausschreibungen für Pfarrpersonen, mit Lebensnähe, Lebendigkeit, Begeisterungsfähigkeit oder auch als Einfühlsamkeit umschrieben. In diesen Begriffen wird die Erwartung dokumentiert, dass Gottesdienste eher das Gefühl als die Ratio ansprechen sollten. Neben der darin implizierten Unterstellung, dass in herkömmlichen Gottesdiensten scheinbar ein mangelhafter Unterhaltungswert erkennbar sei, was als fehlende Lebensnähe missdeutet wird, sollen als Lösung dieses konstruierten Problems emotional ansprechende Gottesdienste eben beides bedienen: Gefühl und Ratio. Hier wird eine erste Problemanzeige im Verständnis des Gottesdienstes als eine Unterhaltungsveranstaltung zwecks Vermittlung von Lebensnähe deutlich. Der Autor fragt daher danach, wie das menschliche Gehirn auf gottesdienstliches Geschehen emotional reagiert. Dazu könnten neurowissenschaftliche Forschungen interdisziplinär auch der Theologie eine Heuristik an die Hand geben, um für die gottesdienstliche Praxis zu verstehen, was die Menschen zu finden suchen, wenn sie kirchliche Veranstaltungen besuchen. Daraus ergibt sich, dass Menschen gelingende Beziehungen auch in der Kirchengemeinde suchen, um eine bessere Selbstwirksamkeit und, daraus folgend, ein subjektiv stärkendes Wohlfühl im weitesten Sinne eines ‚bien-être‘ zu erlangen. Dazu können einerseits die vertikal-transzendente individuelle Gemeinschaft mit Gott, andererseits die horizontal-soziale Geselligkeit untereinander in der Kirchengemeinde verhelfen. Es wird in einem heuristischen Sinne dargestellt, wie körpereigene Opiate zu einem solchen Glücksgefühl beitragen können, zu dem Menschen dann immer wieder gern emotional durch unterschiedlichste Handlungen zurückkehren dürften. Dies wäre dann als eine ‚Rückkehr nach Damals‘ zu verstehen. Ferner soll in einem weiteren Schritt eine heuristische Herangehensweise entfaltet werden. Dieses hermeneutische Konzept wird mithilfe neurowissenschaftlicher Erkenntnisse als eine ‚Heuristik der Emotion‘ dargestellt.

Emotionality is often described, for example in job advertisements for pastors, as a near-life-behaviour, enthusiasm, or also as empathy in worship service. In all terms used, it is expected that worship services should appeal to the emotions rather than the ratio. In addition to the insinuation, which is reflected in a lack of entertainment value and misinterpreted as a lack of life, emotionally appealing worship services are meant to transport both: emotions and ratios. This indicates a first problem: in the understanding of the worship as an entertainment event for the mediation of life. The author asks, therefore, how the human brain is emotionally governed by participation in religious worship. One thesis is that neuroscientific research could interdisciplinarily provide theology with a heuristic to understand for the practice of worship what people are looking for when they visit ecclesiastical or worship. As a result, people are looking for successful relationships in local churches in order to achieve a better self-efficacy and, consequently, a subjectively strengthening ‚well-being‘ in the widest sense of a ‚bien-être‘. On the one hand, the vertical-transcendental individual relationship with God, on the other hand, can contribute a horizontal-social socialization among the community in church. It is describes in a heuristic sense, how ‚body-like opiates‘ (hormones) can contribute to such a sense of happiness, to which people are always able to return emotionally through various actions

within the parish. That is, what we call an emotional ‚return to yesterday‘. Furthermore, a heuristic approach is to be developed. This hermeneutic concept is presented as a "heuristic of emotion" using neuroscientific insights.

Vorbemerkungen

Erst letztthin ließen sich neue neurowissenschaftliche Erkenntnisse zur Wirkung von Hormonen im menschlichen Gehirn in der Wochenzeitung „Die Zeit“ nachlesen.¹ Ob es sich um Wellness handelt, welche Menschen dabei erleben, oder um eine allzu menschliche Reaktionsweise, das Gehirn anlassbezogen mit Hormonen zu ‚fluten‘, dürfte sich, rein technisch betrachtet, schnell als biologischer Vorgang in letzterer Hinsicht darstellen lassen. Was aber, so soll hier pastoraltheologisch gefragt werden, geschieht bei Menschen, wenn diese durch ihre Teilnahme an unterschiedlichsten kirchlichen Veranstaltungen etwas emotional zu ‚erleben‘ suchen? Dies erscheint derzeit noch wenig erforscht. Isolde Karle versuchte Antworten darauf mithilfe von Approximationen zur Lebenskunst zu geben² und Kristian Fechtner verortete diese Fragestellung im Bereich der Scham³. Darüber hinaus soll hier jedoch danach gefragt werden, was Menschen wohl suchen, wenn sie Gottesdiensten als homiletisch-liturgische Feiern beiwohnen, Konzerte religiöser Musik in der Kirchengemeinde besuchen, im Kirchenchor singen oder sich in geselligen Gruppen und Kreisen innerhalb der Kirchengemeinde vereinsmäßig organisieren. Empirische Daten dazu liegen als mögliche Antworten nur spärlich vor. Die EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen beispielsweise fragen zwar die Bedeutung der angebotenen kirchlichen Handlungen für die Bevölkerung ab. Dabei stehen bei den Befragten Begriffe wie ‚gebraucht zu werden‘, Gemeinschaft, Wertschätzung oder ‚Begeisterung für die Kirche‘ emotional im Vordergrund der Begründungen zum Interesse an kirchlichen Veranstaltungen.⁴ Aber Auskunft darüber, was Menschen in kirchengemeindlichen Veranstaltungen wirklich suchen, bleiben auch diese Erhebungen schuldig. Auch Untersuchungen von Jörg Stolz⁵ aus Lausanne liefern beispielweise für die Schweiz beachtliche Ergebnisse, doch

¹ Vgl. Stefanie Kara, Unsere Wunderdroge, in: Die Zeit, 31. März 2016, 27–29.

² Isolde Karle, Lebensberatung – Weisheit – Lebenskunst, Leipzig 2011.

³ Kristian Fechtner, Diskretes Christentum. Religion und Scham, Gütersloh 2015.

⁴ Vgl. Anne Elise Lisowsky – Gerhard Wegner, 17. Engagement in der V.KMU, in: EKD (Hg.), Engagement und Indifferenz, Download unter: https://www.ekd.de/download/ekd_v_kmu2014.pdf (letzter Aufruf 17.7.2017), 126. „Die Sozialität der evangelischen Kirche liegt somit weniger in einer großen Gemeinschaft als in vielen kleinen, miteinander verbundenen Gemeinschaften, die sich durch persönliche Kontakte auszeichnen.“ Gerd Pickel, 15. Religiöses Sozialkapital, Evangelische Kirche als Motor gesellschaftlichen Engagements, in: EKD, a.a.O., 116.

⁵ Jörg Stolz – Edmée Ballif, Die Zukunft der Reformierten. Gesellschaftliche Megatrends – kirchliche Reaktionen, Zürich 2010; Jörg Stolz – Observatoire des religions en Suisse (ORS), Religiosität in der modernen Welt. Bedingungen, Konstruktionen und sozialer Wandel, Lausanne 2010.

was der Einzelne denkt und fühlt, wenn er sich in der Kirchengemeinde aufhält oder an Gottesdiensten teilnimmt, wie sein Leben bestimmt wird vom Glauben an Gott, diese Fragen sind bisher auch hier nicht zufriedenstellend beantwortet worden. Vielleicht ist dies auch gar nicht möglich.

Uta Pohl-Patalongs Studie „Gottesdienst erleben“ hat ein wenig Aufschluss darüber gegeben, wie Gefühle von Sicherheit, Schutz und Geborgenheit für das Teilnahmeverhalten am Gottesdienst relevant sein könnten. So scheinen es vor allem Emotionen ansprechende Elemente wie die Liturgie und die Musik zu sein, die die Menschen zur Teilnahme am Gottesdienst veranlassen. Besonders die Liturgie, so hat Pohl-Patalong herausgearbeitet, werde als Moment der Beheimatung am gottesdienstlichen Ort wahrgenommen und zwar stets mit einer ausschließlich emotionalen Begründung. „Ich mag nun mal diese ganze Liturgie, liturgischen Gesänge. Das mag ich halt unheimlich gerne. Vom Gefühl her.“⁶ Aber auch ergreifend formulierte Gebete, beispielsweise im Umfeld der Gottesdienste nach dem Absturz der Germanwings-Maschine in Südfrankreich (2015), konnten derartige Emotionen bei den GottesdienstbesucherInnen auslösen oder auch kanalisieren helfen, da hier die eigene Betroffenheit ein Sprachrohr im gottesdienstlichen Geschehen gefunden haben musste. Dennoch: Emotionen hängen wohl von vielfältigen individuellen Faktoren und Dispositionen ab. Der eigene Frömmigkeitsstil spielt dabei ebenso eine Rolle wie die Tradition, in der Menschen gewohnt sind zu leben. Dispositionen, die oft genug vorrational-emotional verortet sind und so auch begründet werden.⁷ Peter Cornehl sprach davon, dass beispielsweise der Gottesdienst Orientierung, Expression, Affirmation und Integration zu leisten habe. Hier sei der Ort, um Angst, Scham, Trauer, aber auch Freude und Glück Ausdruck zu verleihen. Dies meist in geregelten agendarischen Bahnen und geordneter Form. Daraus könne dann Vergewisserung, Versöhnung, Trost, Erkennen und Verstehen für den Alltag der Gottesdienstteilnehmenden entstehen. In der römisch-katholischen Liturgie komplettieren zusätzlich zu den auch für den protestantischen Gottesdienst typischen visuellen, auditiven und intelligiblen Dimensionen vor allem olfaktorische Effekte, beispielsweise im Hochamt während der Eucharistie, das emotionale Erleben der Gottesdienstteilnehmenden.⁸

⁶ Vgl. Uta Pohl-Patalong, *Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst*, Stuttgart 2010, 16; 81–167.

⁷ Vgl. Christian Grethlein, *Einführung in die Liturgik, ein Studienbuch zur Gottesdienstgestaltung*, 2. überarb. Aufl., Gütersloh 1991, 47.

⁸ Vgl. Ursula Roth, *Gottesdienstgefühle*. In: Wilhelm Gräb u. a. (Hg.), *Religion und Gefühl. Praktisch-theologische Perspektiven einer Theorie der Emotionen: Festschrift für Wilhelm Gräb zum 65. Geburtstag*, 383–396; Albrecht Grözinger, *Predigt und Gefühl. Eine homiletische Erkundungsreise*. In: Wilhelm Gräb u. a. (Hg.), a.a.O., 312–325, hier 317.

Blickt man in einschlägige Stellenausschreibungen für Pfarrpersonen von Kirchengemeinden in Deutschland und in der Schweiz⁹, so wird häufig mit Blick auf den Gottesdienst eine standardisierte Formulierung gebraucht: Die Pfarrperson soll „Freude am Gestalten von kreativen, lebensnahen Gottesdiensten“ haben, „mit Freude das Evangelium lebensnah“ weitergeben, „begeistert und lebensnah den christlichen Glauben, das Evangelium, in Predigt und Gespräch mit Jung und Alt“ leben und weitergeben, oder das Evangelium verkündigen, und zwar „begeistert, verständlich und lebensnah“. In der Reformierten Kirchgemeinde Pfäffikon werden sogar spezielle „emotion-Gottesdienste“ mithilfe eines sogenannten „e-motion-Chores“ gefeiert.¹⁰ Die Kirchgemeinde Krauchthal im Kanton Bern sucht eine Pfarrperson, die es versteht, „die frohe Botschaft von Jesus Christus anschaulich und lebensnah zu vermitteln, die Menschen in glaubwürdiger Weise mit Herz und Verstand anzusprechen und zuverlässig zu begleiten, offen und wertschätzend mit Jung und Alt in Kontakt zu kommen, Beziehungen einfühlsam und einladend zu gestalten“¹¹. Diese kurzen Beispiele zeigen bereits, dass Emotionalität als Lebensnähe, Lebendigkeit und Begeisterungsfähigkeit oder auch als Einfühlsamkeit umschrieben und wohl auch emotional verstanden wird. In allen verwendeten Begriffen wird, neben dem offenkundigen Vermeiden von Lebensferne durch das lauter gepredigte Wort Gottes (CA VII), erwartet, dass Gottesdienste eher die ‚Emotion‘ als die ‚Ratio‘ ansprechen sollten. Neben der Unterstellung, die sich in einem in herkömmlichen Gottesdiensten scheinbar auffindbaren mangelhaften Unterhaltungswert widerspiegelt, was als fehlende Lebensnähe missdeutet wird, sollen hauptsächlich emotional ansprechende Gottesdienste eben beides bedienen: Gefühl und Ratio, und damit einen unmöglichen Spagat leisten. Hier wird eine erste Problemanzeige im Verständnis des Gottesdienstes als eine Unterhaltungsveranstaltung zwecks Vermittlung von Lebensnähe deutlich.

Im Folgenden soll daher in einem ersten Schritt danach gefragt werden, wie das menschliche Gehirn auf gottesdienstliches Geschehen emotional registert. Dazu geben, nach der hier vertretenen Hypothese, neurowissenschaftliche Forschungen interdisziplinär auch der Theologie eine Heuristik an die Hand, um für die gottesdienstliche Praxis zu verstehen, was die Menschen zu finden suchen, wenn sie kirchliche Veranstaltungen besuchen. Daraus ergibt sich dann die noch umfänglicher zu überprüfende Hypothese, nach der Menschen gelingende Beziehungen auch in der Kirchengemein-

⁹ Zum empirischen Vorgehen anhand von Stellenausschreibungen vgl. auch: Sonja Keller, „Vieles ist im Fluss. Vieles wird neu werden.“ Die Organisationssemantik und das Amt des Pastors als theologisch leitendem Hermeneuten. In: *Pastoraltheologie* 106 (2017) 1, 28–37.

¹⁰ Vgl. <http://www.medialleggra.ch/pdf-media-light-pfaeffikon-2016-09-27.pdf> (letzter Aufruf vom 17.7.17)

¹¹ Vgl. <http://www.medialleggra.ch/pdf-inserat-krauchthal-2016-12-06.pdf> (letzter Aufruf vom 17.7.17)

de suchen, um eine bessere Selbstwirksamkeit¹² und, daraus folgend, ein subjektiv stärkendes Wohlgefühl im weitesten Sinne eines ‚bien-être‘ zu erlangen. Dazu können einerseits die vertikal-transzendente individuelle Gemeinschaft mit Gott, andererseits die horizontal-soziale Geselligkeit untereinander in der Kirchengemeinde verhel- fen. Es soll dabei in einem heuristischen Sinne dargestellt werden, wie körpereigene Opiate zu solch einem hormonell bedingten Glücksgefühl beitragen können, zu dem Menschen dann immer wieder gern emotional durch unterschiedlichste Handlungen zurückkehren dürften.¹³

Ferner soll in einem weiteren Schritt eine heuristische Herangehensweise entfaltet werden. Während Fechtner einer „Hermeneutik des Gefühls“¹⁴ Ausdruck verleiht, könnte sein besonderes hermeneutisches Konzept hier mithilfe neurowissenschaftlicher Erkenntnisse eine heuristische Unterstützung durch eine ‚Heuristik der Emotion‘ auf dem Weg zur Konzeption einer ‚Hermeneutik des Gefühls‘ erhalten.

1. Kleine Hinführung zu Bildgebungsverfahren in den Neurowissenschaften

Seit den 1990er-Jahren liefern die Neurowissenschaften besondere technisierte Ein- sichten in das biochemische bzw. technische Geschehen im Gehirn, vor allem in der Emotionsforschung. Dabei gebraucht beispielweise der Kieler Psychologe Rainer Mausfeld das Bild des Orchesters, sodass das Zusammenspiel zwischen psycho- physischen Prozessen im Körper eher einem fein abgestimmten Miteinander ver- schiedener Instrumente in einem Orchester gleiche, als einem differenzierten, ver- netzten oder gar technisierten Zusammenspiel einzelner Regionen des Gehirns, die wiederum gesondert voneinander betrachtet und analysiert werden könnten. Für ei- ne am Beginn stehende Forschung am orchestrierten Miteinander einzelner Gehirn- regionen mithilfe bildgebender Verfahren ist dabei ein separierender Blick sicherlich anfänglich legitim und kann als ein zunächst ausschnitthaftes Vorgehen zur Mehrung der nun neuen Erfahrungen mit diesen technischen Möglichkeiten dienen, bildet

¹² Vgl. dazu: Elliot Aronson u. a., Sozialpsychologie. 6. aktualisierte Aufl. München u. a. 2008, 499f; Pasqualina Perrig-Chiello, Lebenslange Entwicklung: Selbstverantwortung und Schicksal, in: Isabelle Noth u. a. (Hg.), Pastoralpsychologie und Religionspsychologie im Dialog, Stuttgart 2011, 169–182; 177.

¹³ Dabei wird Seelsorge hier mit Michael Klessmann in einem pastoraltheologischen Sinne weit gefasst verstanden, sodass jede Begegnung von Pfarrpersonen mit Menschen im Rahmen der Kirchengemeinde einen seelsorglich-pastoralen Charakter erhält und an alltägliche Erfahrungen anknüpft, so gottesdienstliches Handeln und Erleben. Vgl. Michael Klessmann, Seelsorge. Begleitung, Begegnung, Lebensdeutung im Horizont des christlichen Glaubens; ein Lehrbuch. Neukirchen-Vluyn 2008, 6.

¹⁴ Vgl. Fechtner, Diskretes Christentum (s. Anm. 3) Klappentext.

dabei aber nicht das Ganze der orchestrierenden Funktionsweisen des Gehirns ab.¹⁵ „Wir empfinden uns also als ein psychisch integrales Ganzes und nicht etwa als ein Sammelsurium einzelner Komponenten. Dieses Gefühl der Einheitlichkeit unseres Erlebens ist eine der großen und funktional wichtigen Leistungen unseres Gehirns.“¹⁶ Denn der Mensch sei, anthropologisch betrachtet, dazu begabt, auf von außen auf ihn einwirkende Herausforderungen zu reagieren, diese gleichzeitig mit einem Zusammenspiel unterschiedlichster Instrumente zu bespielen sowie geistig zu resonieren, was im evangelischen Gottesdienst durch die Liturgie oder die für den Protestantismus wesentliche Predigt aktiviert wird.¹⁷ Diese Orchestrierung wird im Folgenden zunächst empirisch auf der Basis der gewonnenen medizinischen und biochemischen Erkenntnisse aus den Naturwissenschaften ansatzweise dargestellt und so der anatomische Aufbau der Gehirns und der vermuteten Orchestrierung einzelner Regionen unseres Denkapparates bruchstückhaft nahezubringen versucht. In einem zweiten Schritt wird sich dem hier für die praktisch-theologische Forschung unternommenen Versuch angebotsweise angenähert, die heute technisch abbildbaren biochemischen Prozesse im Gehirn für die pastorale Gotteseinstpraxis im Sinne einer ‚Heuristik der Emotion‘ als ein Hintergrundwissen von Pfarrpersonen brauchbar zu machen.

1.1 Der neuronalen Orchestration auf die Spur kommen

Das technisch Neue an den bildgebenden Verfahren in der Medizin ist, dass das Gehirn nun direkt während der Arbeit beobachtet werden kann, und umständliche, ja aufwendige analytische Verfahren, die bisher nur Rückschlüsse auf der Basis biochemischer Analysen ermöglichten, in den Hintergrund treten. Dies ermöglicht neue Einsichten in die aktuellen Funktionsweisen des menschlichen Gehirns, da diese Erkenntnisse zusätzlich mit den Erkenntnissen aus der experimentellen Psychologie zu psycho-physischen Interaktionsmustern im Gehirn kombiniert werden können. Damit konkurriert die Neurowissenschaft zunehmend mit den Metawissenschaften der Philosophie und auch der Theologie, da sie grundlegende Phänomene wie ‚Geist‘ oder ‚Bewusstsein‘, als klassische Reflexionsgegenstände der Metawissenschaften, funktional in deren aktueller Funktionsweise abbilden und vielleicht sogar erklären kann. Zumindest versucht sie dies.¹⁸

¹⁵ Vgl. Lutz Jäncke, Hirnforschung: bildgebende Verfahren – zur Grenze zwischen Naturwissenschaft und philosophischer Spekulation, in: Adrian Holderegger u.a. (Hg.), *Hirnforschung und Menschenbild – Beiträge zur interdisziplinären Verständigung*, Basel/Fribourg 2007, 122–139, 130–134, 137. Jäncke bezeichnet das Vertrauen in bildgebende Verfahren als eine Art Ikonografie. Vgl. Jäncke, a.a.O., 137.

¹⁶ Rainer Mausfeld, Über Ziele und Grenzen einer naturwissenschaftlichen Zugangsweise zur Erforschung des Geistes, in: Holderegger, *Hirnforschung* (s. Anm. 15) 32f.

¹⁷ Vgl. Mausfeld, *Ziele und Grenzen* (s. Anm. 16) 34f.

¹⁸ Vgl. Erich Schröger – Stefan Koelsch, Bemerkungen zu einer Affektiven und Kognitiven Neurowissenschaft. In: Carl F. Graumann (Hg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C:*

Die Frage nach dem Warum des Interesses an kirchlichen Veranstaltungen, begonnen mit dem Gottesdienst über kirchliche Geselligkeitsformen wie die Frauenhilfe, den Männerverein oder Gemeindefeste steht hier nun im Vordergrund. Denn es ergibt sich die Frage, warum die Menschen einerseits die Nähe zu diesen kirchlichen Angeboten suchen, wenn sie doch andererseits auch unzufrieden darauf reagieren können.¹⁹ Ein kurzer Ausblick in die menschliche Cerebralanatomie soll im Folgenden dazu die derzeitigen neurowissenschaftlichen Möglichkeiten erhellen helfen.

1.2 Anatomisch bedingte Reaktionsweisen

Spaß, Freude, Traurigkeit und alle Triebe führen zu Vergnügen und biochemischen Reaktionen, die der Mensch als Gefühl benennen würde.²⁰ Dabei spielt der sogenannte Belohnungspfad (reward pathway) im Gehirn eine große Rolle. Im Limbischen System wird dabei die Amygdala aktiviert, welche wiederum chemische Substanzen produziert, die kognitiv als Gefühl beschrieben werden könnten. Auf jeden Fall aber verursachen diese Substanzen einen affektiven Ausdruck beim Menschen, der beobachtbar ist (Mimik/Gestik). Dabei werden monetäre Belohnungen, sexuelle Aktivität, Drogenkonsum als angenehm und belohnend empfunden. Als Impulse dazu kommen alle auditiven, visuellen und sonstigen spürbaren Berührungen infrage und auch olfaktorische Elemente. Die Amygdala zeichnet für positive Empfindungen verantwortlich, während der Thalamus auch bei negativen Gefühlen wie Traurigkeit und Schmerz ‚anspringt‘ und kognitiv zu Vermeidungsreaktionen von Schmerz oder Trauer beitragen kann.²¹ An der darauffolgenden notwendigen Integration von derartigen

Theorie und Forschung. Göttingen 2006, 1–11, hier 4; vgl. auch Uwe Markstahler, Mentale Phänomene naturalistisch erklärbar? In: Wege zum Menschen 61 (2009) 3, 227–244, hier 228; vgl. Markstahler, a.a.O., 229. Hier seien das Elektro-Enzephalogramm (EEG), die Magnetenzephalografie (MEG), die funktionelle Magnet-Resonanztomografie (fMRT), die Nah-Infraratospektroskopie (NIRS) und die Diffusions-Tensor-Bildgebung genannt. Vgl. Jäncke, Hirnforschung (s. Anm. 15) 125.

¹⁹ Vgl. Erich Schröger u. a., Bemerkungen zu einer Affektiven und Kognitiven Neurowissenschaft. In: Carl F. Graumann (Hg.), Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Göttingen 1983, 1–11, hier: 1.

²⁰ Vgl. Gunter Gebauer – Anna Stuhldreher, Wittgenstein: Das Sprachspiel der Emotionen. In: Hilge Landweer u. a. (Hg.), Handbuch Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein. Berlin/Boston 2012, 615–634; Stefan Koelsch – Gunter Gebauer u. a., Ein neurofunktionales Modell von Emotionen. In: Carl F. Graumann (Hg.), Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Göttingen 2006, 307–342. Zum Ganzen vgl. auch: Mausfeld, Ziele und Grenzen (s. Anm. 16) 21–39. 23f, 32f; vgl. ders., a.a.O., 25 (Fußnote).

²¹ Schwerer emotionaler Stress wie Kriegserlebnisse oder persönliche Katastrophen können zum Absterben von Neuronen in diesem Bereich des Thalamus führen und gravierende Hirnschäden zurücklassen, die lebenslang zu emotionalen Fehlreaktionen führen, was sich in einer Volumenreduktion des Hippocampus sichtbar machen lässt und als Trauma benannt wird. Er soll wohl auch dafür verantwortlich sein, dass derartige Erlebnisse gleichsam gespeichert werden, und versucht ferner (negative) Stimuli zu vermeiden.

biochemischen Informationen im Gehirn wiederum sind die Mandelkerne (Amygdala) maßgeblich beteiligt, sodass es zu einer Informationsverarbeitung und Kategorisierungen von emotionalen Erlebnissen kommt. Sie sind zugleich dafür verantwortlich, dass die hormonproduzierende Aktivität des Limbischen Systems, beispielsweise in der Ausschüttung von Dopamin oder Adrenalin, aktiviert wird und somit somatomotorische Verhaltensmuster im menschlichen Verhalten initiiert werden. Hierin sind sowohl negative wie positive Emotionen inbegriffen.²² Demgegenüber hat der Orbitofrontalkortex (OFC) die Funktion, Informationen zu filtern und zuzuordnen.²³

2. Menschen suchen gelingende Beziehungen

In Weiterführung der vorliegenden anatomischen bzw. neurowissenschaftlichen Erkenntnisse setzt sich der Freiburger Neurobiologe Joachim Bauer in seiner Erforschung des menschlichen Gehirns mit den daraus resultierenden psychotherapeutischen Konsequenzen auseinander. Danach sei der Mensch grundlegend auf Kooperation, Kommunikation und Zuwendung durch andere Menschen angelegt.²⁴ Neuere neurobiologische Beobachtungen legten daher den Schluss nahe, dass er ein auf gelingende Beziehungen hin orientiertes Wesen sei.²⁵ Er reagiere vor allem auf sich lohnende (emotionale) Ziele. Diese sollen seinen Organismus in die Lage versetzen, durch das eigene Verhalten die Umweltbedingungen so zu beeinflussen, dass diese lohnenden emotionalen Ziele erreicht werden können (Selbstwirksamkeit). „Kern aller Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung zu finden und zu geben. Wir sind – aus neurobiologischer Sicht – auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen.“²⁶ Die Anerkennung anderer Menschen durch den Einzelnen, die durch andere erfahrene Anerkennung sowie die soziale Anerkennung durch Gruppenintegration – und damit positive Zuwendungen

²² Vgl. Koelsch – Gebauer, Neurofunktionales Modell (s. Anm. 20) 307–318; Jäncke, Hirnforschung (s. Anm. 15) 127. Hier seien vor allem die Ergebnisse aus den Forschungen der Amygdala bei Taxifahrern in London erwähnt, die 2014 Furore machten. Vgl. Jäncke, a.a.O., 127f. Untersuchungen mit bildgebenden Verfahren haben gezeigt, dass vermutet werden kann, dem Hippocampus bindungsbezogene Reaktionsweisen zuordnen zu können (attachment-related-emotions), sodass Bindungen und zwischenmenschliches Verhalten hier aktiviert werden.

²³ Vgl. zum Ganzen: Martin Korte, Neurobiologische Grundlagen unseres Bewusstseins, in: Holderegger, Hirnforschung (s. Anm. 15), 165–181; Eberhard Schockenhoff, Wie frei ist der Mensch? Zum Dialog zwischen Hirnforschung und theologischer Ethik, in: Holderegger, Hirnforschung (s. Anm. 15), 267–278; Maria Elisabeth Aigner, Leben nach der Katastrophe. Trauma und Traumatisierung in der Seelsorge, in: Stimmen der Zeit 138 (2013), 671–680.

²⁴ Lynn Margulis bei Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, München 2008, 126.

²⁵ Vgl. Bauer, Menschlichkeit (s. Anm. 24) 16, 20, 21, 23f.

²⁶ Bauer, Menschlichkeit (s. Anm. 24) 36.

allgemein – gehören zu den tiefsten menschlichen Sehnsüchten, was letztlich die Erfahrung von echter Liebe einschlieÙe. Steht die Befriedigung dieser Sehnsüchte in Aussicht, springen die neurobiologischen Motivationssysteme des menschlichen Gehirns an und die Amygdala produziert körpereigene Opiate wie beispielsweise das Dopamin. Vor allem dann, wenn Liebe im Spiel sei. Zuwendung und gelingende Beziehung zum anderen seien die größten Motivationsanreize des Menschen.²⁷ „Zunehmend wird deutlich, die stärkste und beste Droge für den Menschen ist der andere Mensch.“²⁸ Daraus folge, dass wer Menschen motivieren wolle, zunächst gelingende Kooperationsmöglichkeiten mit anderen Menschen in Aussicht stellen sollte.²⁹ Denn „intakte soziale Netzwerke schützen die Gesundheit und erhöhen die Lebenserwartung.“³⁰ Daher sei der Mensch nicht für eine Umwelt gemacht, in der Isolation und dauerhafte Konflikte herrschen.³¹

3. Das harmonische Zusammenspiel — Motivationen, Emotionen und Kognitionen

Phänomenologisch können Emotionen spezifische Ausdrucksformen finden und sind nach dem Kieler Sozialpsychologen Uwe Markstahler ein aktives Geschehen des neuronalen Wahrnehmungssystems, sodass wir nicht die Dinge an sich wahrnehmen oder fühlen können, sondern nur Interpretationen und Kombinationen von alten und neuen Sinneseindrücken, was wiederum einem Verrechnungsprozess des Gehirns entspreche. „Wir ‚sehen‘ [...] immer ‚durch‘ den logischen Filter eines intrinsischen neuronalen Netzwerks, das sich im Umgang mit der Welt strukturiert hat.“³² „Emotionen sind objektgerichtete unwillkürlich ausgelöste Reaktionen, die mit zeitlich befristeten Veränderungen des Erlebens und Verhaltens einhergehen.“³³ Da diese eine zeitliche Dauer haben, können sich Menschen an die Emotion oder den Auslöser der Emotion erinnern, dieses immer wieder abrufen und so wiederholen, was uns unbedingt angehe. Dinge, die uns nicht unbedingt angehen, berühren uns weniger und erzeugen mit-

²⁷ Vgl. Bauer, *Menschlichkeit* (s. Anm. 24) 35–41.

²⁸ Bauer, *Menschlichkeit* (s. Anm. 24) 54.

²⁹ Vgl. Bauer, *Menschlichkeit* (s. Anm. 24) 58–65.

³⁰ Bauer, *Menschlichkeit* (s. Anm. 24) 70.

³¹ Vgl. Bauer, *Menschlichkeit* (s. Anm. 24) 74–95, 181.

³² Markstahler, *Mentale Phänomene* (s. Anm. 18) 240; vgl. zum Ganzen: Ders. a.a.O., 227–244. „Aus neurobiologischer Sicht entsteht Wirklichkeit in einer Konstruktion des Wahrnehmungssystems, ist dabei immer relational zum Empfänger, und kann nur in einem äußeren Reiz bestehen.“ Viera Pierker, *Quantenphysik und Neurowissenschaften – Angriffe auf die Pastoralpsychologie*. In: *Wege zum Menschen* 61 (2009) 3, 200–205, hier 202. Vgl. auch: Martina Kumlehn, „Wut des Nicht-Verstehens“. Anmerkungen zur Hermeneutik der Gefühle. In: Gräb, *Religion und Gefühl* (s. Anm. 8) 367–382, 370.

³³ Klaus Rothermund – Andreas B. Eder, *Motivation und Emotion*, Wiesbaden 2011, 166.

unter keine erkennbaren Emotionen. Diese haben damit den Stellenwert von individuellen Werturteilen oder Bewertungsgefühlen.³⁴

Motivationen wiederum bilden beim Menschen Kräfte, die zu einem beziehungsstiftenden Handeln bewegen. Der Sozialpsychologe Klaus Rothermund knüpft hier an, indem er sich mit Motivationen unter dem Gesichtspunkt psychodynamischer Triebtheorien beschäftigt und diese in Beziehung zu Emotionen setzt. Hinsichtlich motivierender Triebtheorien sieht er das menschliche Verhalten von der Beseitigung von Deprivations- bzw. Defizitzuständen geprägt, was zugleich, aufgrund einer vorhandenen inneren und als unangenehm empfundenen Spannung, starke Motivationen bewirken könne. Dabei werden diese inneren Spannungen (Unruhe etc.) meist mit einem motivierenden Energie- bzw. Aktivitätsschub wahrgenommen. Meist liege dem motivierenden Triebzustand ein Defizit (z. B. Langeweile) zugrunde, das ausgeglichen werden solle. Die Lösung der Drucksituation werde dann als Befreiung empfunden und als angenehmes, wärmendes und zugleich beruhigendes, aber auch als ein auf ‚mehr‘ neugierig machendes Gefühl (Warm glow) beschrieben.³⁵

Wenn es richtig ist, dass wir wahres Glück über das Wohl anderer unserem zerebralen Belohnungssystem verdanken, wie es beispielsweise Joachim Bauer beschreibt³⁶, dann könnte die Sehnsucht unseres Körpers nach dieser (endogenen Glücks-),Droge‘ ein Indiz dafür sein, dass Menschen auch in kirchlichen Handlungen und Veranstaltungen diese intrinsischen Reaktionsweisen des Limbischen Systems stimulieren möchten. Liegt hier vielleicht auch das Geheimnis einer Stärkung durch den Gottesdienst für den Arbeitsalltag verborgen sowie eine Antwort auf die eingangs geäußerte Frage, warum Menschen in kirchengemeindlichen Veranstaltungen gerade dies Stärkung ihres Wohlfühls erwarten?³⁷ Diese Frage ist dann interessant, wenn, mit Christian Möller gesprochen, Rituale und liturgische Ordnungen im Gottesdienst „die Emotionen des Einzelnen [...] im Verhältnis zur Gottheit [...] stabilisieren, die Integration des Einzelnen in die Gruppe [...] erleichtern und der Gruppe durch das Ritual eine Identität [...] verschaffen“³⁸, was in einem anderen Zusammenhang auch für die Seelsorge Bedeutung gewinnen könnte.³⁹ Für Michael Meyer-Blanck bietet darüber hinaus der Gottesdienstbesuch, aber auch die Seelsorge, einen Hinweis darauf, dass sich der

³⁴ Döring/Berniger behaupten in ihrer ‚Phänomenologie der Emotion‘, dass sich im Sich-Ereignen von Emotionen zugleich diejenigen Dinge abbilden, die uns unbedingt angehen und damit etwas mit der eigenen Personidentität zu tun haben. Vgl. Sabine Döring – Anja Berninger, Was sind religiöse Gefühle? Versuch einer Begriffsklärung. In: Gräb, Religion und Gefühl (s. Anm. 8) 49–64.

³⁵ Vgl. zum Ganzen: Rothermund – Eder, Motivation und Emotion (s. Anm. 33) 21f., 35f.

³⁶ Vgl. Aronson, Sozialpsychologie (s. Anm. 12), 11.

³⁷ Vgl. Hans-Werner Bierhoff, Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch. 6., überarb. und erw. Aufl., Stuttgart 2006, 105; 108.

³⁸ Christian Möller, Einführung in die Praktische Theologie, Tübingen/Basel 2004, 72.

³⁹ Nach Jürgen Ziemer verfolgt die Seelsorge das Ziel der Stabilisierung des Menschen, bietet Unterstützung, Zuspruch, Trost. Vgl. Michael Klessmann, Pastoralpsychologie. Ein Lehrbuch, Neukirchen-Vluyn 2004, 410.

Mensch unvollkommen fühle, wenn er nicht mit den Zielmächten seines Lebens in Kontakt trete. Dieses Phänomen bezeichnet er anthropologisch als ein Defizitbewusstsein für das eigene Leben oder, positiv formuliert, als Vervollkommnungs- bzw. als Vertiefungsbewusstsein (A. Mitscherlich, 1984).⁴⁰ In diesen Bewusstseinsformen äußere sich die Sehnsucht des Menschen nach Veränderung von Lebensumständen sowie nach einem Zuwachs an Lebensenergie für den Alltag. Die Gottesbeziehung werde im Gottesdienst wiederholt, neu gedeutet, zielgerichtet justiert und unter dem Gesichtspunkt von psycho-physischen Zugewinnaspekten gefestigt sowie mit Lebensmut angereichert. Dies müsse dann im Alltag im Anschluss an den Gottesdienst mindestens eine Woche lang tragen können.⁴¹ Im gottesdienstlichen Geschehen von Predigt und Liturgie treffen also die tentativen Lebensdeutungen im Range einer Hypothese zunächst aufeinander, um dann in einer Art ‚Fermentierungsprozess‘ im Gottesdienst gleiche Erfahrungen miteinander neu machen zu können. Dies wäre dann als eine Art kommunikativer gemeinschaftlicher Deutungs- und Verstehensprozess zu verstehen, den der evangelische Gottesdienst aufgrund seiner erprobten Gesamtkonstruktion traditionell anbietet und ermöglicht. Damit geschieht im Gottesdienst so etwas wie oder sogar die eigentliche ‚Kommunikation des Evangeliums‘.⁴²

4. Die Frage nach einem gelingenden Leben

Da nun Predigt und Liturgie einen Beitrag zur Lebensführung als Lebenshilfe für den Alltag der Gottesdienstteilnehmenden leisten wollen, umfasst diese Lebensführung nach Klessmann u. a. die Komponenten der Subjektivität und des Kontextbezuges. Damit nimmt sie zugleich auf die im Doppelgebot der Liebe (Lev 19,18; Mt 22,39; Lk 10,27; Röm 13,9) grundlegende Korrelation zwischen Selbst- und Nächstenliebe Bezug und macht diese instrumentell erlebbar.⁴³ Meyer-Blanck sieht hierin eine Weisung zu

⁴⁰ „Wie durch die Therapie die Krankheit erneut zum Ausbruch kommen soll, so soll durch den Gottesdienst die Sünde zum Ausbruch kommen, damit die Gnade ihre Macht entfalten kann.“ Michael Meyer-Blanck, *Inszenierung des Evangeliums. Ein kurzer Gang durch den Sonntagsgottesdienst nach der Erneuernten Agenda*. Göttingen 1997, 88 sowie vgl. Klessmann, *Seelsorge* (s. Anm. 13) 6–10; 179, 191, 198, 214, 267, Zum Ganzen vgl.: Ders., a.a.O., 84–93; zum Ganzen vgl. auch: Aronson et al., a.a.O., 363–365.

⁴¹ Nach Michael Klessmann könne dies auch Folge des seelsorglichen Gesprächs im Sinne der dialogisch-religiösen Lebensdeutung sein, die die Grunddimensionen des Lebens im Horizont des christlichen Glaubens thematisiere und sich vom Rechtfertigungsgeschehen her bestimmt wisse. In der Seelsorge sei das persönliche Gespräch und die klassische Interaktion unter anwesenden Personen das herausragende Phänomen. Diese dienen als Ort der alltäglichen Wahrheitsfindung, an der beide seelsorglichen Interaktionspartner beteiligt seien. Vgl. Klessmann, *Pastoralpsychologie* (s. Anm. 39) 385, 408; ders., *Seelsorge* (s. Anm. 13) 6–10.

⁴² Vgl. Christian Grethlein, *Praktische Theologie*, Berlin 2012, 253–327.

⁴³ Vgl. Klessmann, *Pastoralpsychologie* (s. Anm. 39) 30–41.

einem erfüllten Leben biblisch grundgelegt.⁴⁴ Denn das ganze Leben Jesu sei eine Lehre, die die Zusammenhänge des Lebens betreffe. Dies geschehe durch Lehren, Bekanntmachungen mit Vorstellungen, in Bildern und Geschichten und Vergleichen, die bei den Hörenden eine Lebensrelevanz besäßen.⁴⁵ Daraus resultiere zugleich das Spannungsverhältnis mit der Theologie als eine Deutungskategorie des Lebens im Horizont des Handelns Gottes an der Welt, was zugleich eine der wesentlichen Aufgaben des gottesdienstlichen Geschehens im Zusammenspiel zwischen Predigt und Liturgie als eine Wesensäußerung der Kirche bilde. Beide gottesdienstlichen Disziplinen nun müssen auch anthropologisch danach fragen, wie der Mensch psycho-physisch ‚funktioniere‘.⁴⁶

Auf der Grundlage des Lebenskunstkonzeptes Wilhelm Schmids definiert Wilfried Engemann nun die Summe aller Gefühle im Leben eines Menschen als Bilanzemotionen. Daher sei der Mensch in der Lage diese Bilanzemotion im Sinne der Lebenskunst als Lebensgefühl oder emotionalen Fingerabdruck wie eine eigene Identität zu empfinden. Dies könne auch als ‚Aneignung der Freiheit‘ bezeichnet werden, da durch die Elemente des Gottesdienstes neue Möglichkeiten für das Leben eröffnet würden, was für die Suche nach körpereigenen Opiaten unter dem Aspekt von Lebenskunst und Selbstwirksamkeit mit dem Ziel eines gelingenden Lebens für den Gottesdienst anschlussfähig sei. Denn dies bezeichne ein leidenschaftliches Leben, in dem die Kongruenz zwischen biochemischem Geschehen im Gehirn und visuellem Ausdruck mithilfe von Mimik und Gestik entstehe, was auf andere Menschen ausstrahlen könne. Dies stärke Identität und Selbstbewusstsein des Subjekts und könne auch im gottesdienstlichen Geschehen erfrischend für die unmittelbare Umwelt wirken.⁴⁷ Damit ist nun wiederum das Ziel einer gelingenden ‚Kommunikation des Evangeliums‘ auf beiden Seiten der organisatorischen Gestalt der Kirche (institutionell und operativ) erreicht.⁴⁸

⁴⁴ Vgl. Michael Meyer-Blanck, Theologische Implikationen der Seelsorge. In: Wilfried Engemann (Hg.), Handbuch der Seelsorge. Grundlagen und Profile. Leipzig 2007, 19–33; 23f.

⁴⁵ Wilfried Engemann, Das Lebenswissen des Evangeliums in seinem Bezug zur Seelsorge. In: Engemann, Handbuch (s. Anm. 44) 467–473, 470. (z. B. Mt 12,13–23/Gleichnis vom reichen Kornbauer; Mt 25,14–30/untreuer Knecht).

⁴⁶ Vgl. Christoph Morgenthaler, Der religiöse Traum, Stuttgart/Berlin 1992, 92; Klessmann, Pastoralpsychologie (s. Anm. 39) 17, 54–55; 407–481; Jürgen Ziemer, Psychologische Grundlagen der Seelsorge. In: Engemann, Handbuch (s. Anm. 44) 34–62; 36, 38, 39; Klessmann, Seelsorge (s. Anm. 13) 153.

⁴⁷ „Menschen erfahren sich als frei und verbinden es mit Glücksgefühlen, wenn ihr Tun dem entspricht, was sie gefühlsmäßig für wünschens- und erstrebenswert gehalten, wofür sie sich entschieden und gekämpft haben.“ Wilfried Engemann, Das Lebensgefühl im Blickpunkt der Seelsorge, in: Wege zum Menschen 61 (2009) 3, 271–286, 278; zum Ganzen vgl. ders. a.a.O., 277–286.

⁴⁸ Vgl. Engemann, Homiletik, S. 74–87; vgl. zum Ganzen auch: Engemann, Lebensgefühl (s. Anm. 47); Engemann, Lebenswissen (s. Anm. 45) 467, 470. Zur Unterscheidung zwischen institutioneller und operativer Kirche: Frank Weyen, Kirche in der strukturellen Transformation – Identität, Programmatik, organisatorische Gestalt, Neukirchen 2016, 275–333.

Die Lebenskunst kann, nach der hier nun vertretbaren Auffassung, als ein mithilfe der ‚Kommunikation des Evangeliums‘ zu erstrebendes Ziel bezeichnet werden, das sowohl im Bereich der intermediär arbeitenden Gesellschaftskirche als auch auf der Ebene des familialen Feldes der Gemeindekirche zur ‚Aneignung der Freiheit‘ des Einzelnen verhelfen könne.⁴⁹ So unterstützt dies den Impuls des Individuums im postmodernen Sinne als Suche nach einem „bewusst gewählten Modus der Existenz“⁵⁰. Unter dem Gesichtspunkt der gottesdienstlichen Kernkompetenz von Pfarrpersonen wird mit der Lebenskunst unter Hinzunahme der hier ansatzweise entfalteten neurowissenschaftlichen Erkenntnisse die auf das Leben orientierend einwirkende Dimension des Gottesdienstes, beispielsweise mithilfe von Predigt und Liturgie, zu einem heuristischen Hilfsmittel auf dem Weg zu einer ‚Hermeneutik der Emotion‘ in der Kirchengemeinde:

1. durch ihre religiöse Kommunikationsform der auf Vertrauen fußenden geschützten allgemeinen gottesdienstlichen Kommunikationssituation (I. Karle 2001);
2. durch das Wissen darum, dass Menschen nicht nur im Gottesdienst, sondern in allen kirchlichen Bezügen gelingende Beziehungen suchen (J. Bauer);
3. sowie durch das Wissen, dass körpereigene Opiate hierbei unterbewusst steuernde und sich teils unreguliert intrinsisch ereignende Kommunikationsfaktoren darstellen, die im kommunikativen Miteinander einer Gottesdienstsituation nicht einfach ausgeblendet bleiben können (R. Mausfeld, K. Rothermund).⁵¹

5. Unterwegs zu einer interdisziplinär gestützten ‚Heuristik der Emotion‘

Ein Wissen von Pfarrpersonen um die chemischen Reaktionsweisen im menschlichen Gehirn, bieten für die pastoraltheologische Diskussion um eine mögliche ‚Hermeneutik der Emotion‘ Aspekte an, die zu einem Verständnis des gottesdienstlichen Geschehens als Befriedigung emotionaler Reaktionen im limbischen System führen, was nun

⁴⁹ Vgl. Wilfried Engemann, Einführung in die Homiletik. Tübingen 2002, XXI–XXVI, 29–68; Ders., Personen, Zeichen und das Evangelium. Argumentationsmuster der praktischen Theologie. Leipzig 2003, 273–275, 277, 292; vgl. Reiner Preul, Die soziale Gestalt des Glaubens. Aufsätze zur Kirchen- theorie. Leipzig 2008, 3–6. „Unter Lebenskunst wird grundsätzlich die Möglichkeit und die Auseinandersetzung verstanden, das Leben auf reflektierte Weise zu führen und es nicht unbewusst einfach nur dahingehen zu lassen.“ Wilhelm Schmid, Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung, Frankfurt am Main 1998, 10.

⁵⁰ Schmid, Lebenskunst (s. Anm. 49) 12, 27–30.

⁵¹ Ebenso wie die Elemente im Gottesdienst buchstabiert die Seelsorge das Leben der Menschen durch und kann so einen Beitrag zu einem gelingenden Leben bieten, der sich mit dem Begriff der Lebenskunst umschreiben lässt. (M. Klessmann, W. Engemann, U. Schmid). Vgl. Klessmann, Pastoralpsychologie (s. Anm. 39) 407–481.

auch medizintechnisch abgebildet werden kann.⁵² Beispielweise wäre für ein gutes (wärmendes) und angenehmes Gefühl („Warm glow“) bei an kirchlichen Veranstaltungen und Gottesdiensten teilnehmenden Menschen die auch gemeintheologisch relevante Wahrnehmung einer neuronalen Emotionssteuerung interessant. Gemeindeglieder suchen also Situationen auf, in denen möglichst immer wieder die gleichen wohltuenden biochemischen Reaktionsweisen des Körpers ausgelöst werden. Diese Situationen erhalten dadurch einen Charakter mit ätiologischem Sujet.⁵³ Das einst möglicherweise erfahrene gute Gefühl macht die Rückkehr zu dieser Emotion, wie dargestellt, wahrscheinlich. Die damit verbundene Ausschüttung von körpereigenen Opiaten könnte pastoraltheologisch verstehbar machen, dass sich eine ernst zu nehmende Verhaltenswahrnehmung bei Gemeindegliedern einstellt. Dieses Wissen hat dann eine Relevanz für die Ausübung pastoralen Handelns. Es handelt sich somit also um eine ätiologisch gestimmte ‚Rückkehr nach Damals‘, an den ersten Punkt einer mit einem archetypischen Ereignis verknüpften Ausschüttung körpereigener Opiate, was auch als Ursprungsemotion beschreibbar wäre. Beispielsweise in der Aussage: „Unser junger neuer Pastor hat nach dem Krieg immer alles Essen, das uns unsere Eltern mitgegeben haben, eingesammelt und dann auf alle Kinder in unserer Gottesdienstgruppe gleich aufgeteilt. So wurden wir alle satt. Wir hatten ja damals nicht alle genügend zu essen. Das waren die schönsten Gottesdienste ...“⁵⁴ An dieser Aussage über das Jahr 1946 im Ruhrgebiet wird deutlich, wie Menschen mit kirchlichem Handeln positive Emotionen verbinden und dies als ein wärmendes Glückgefühl zu beschreiben im Stande sind.⁵⁵ Die aktive Mitarbeit, Glaubentiefe und regelmäßige Gottesdienstteilnahme dieser Person verdeutlicht bis heute, dass hier versucht wurde, diese positive Ursprungsemotion durch Wiederholung immer wieder zu erneuern. Sei es mithilfe der Teilnahme am Gottesdienst, an gewöhnlichen kirchlichen Geselligkeitsveranstaltungen, gemeindepädagogischen Bildungsmaßnahmen, im Bereich von kirchlichen Freizeitveranstaltungen, beispielsweise in sogenannten Kinder- oder Jugendcamps, oder auch durch aktive Mitarbeit als leitungsverantwortliche Ehrenamtliche. Menschen mit derartigen ätiologisch gestimmten Ursprungserfahrungen werden zurückkehren wollen an den ätiologisch ersten Ort der positiven wärmenden Erfahrung eines intrinsischen ‚Warm glow‘, der heute, im Gegensatz zu früheren Zeiten, auch medizintechnisch abbildbar geworden ist. Diese Erkenntnis korreliert mit den durch Detlef Pollack herausgearbeiteten Phänomenen auf Einbindung von Menschen in das soziale Netzwerk einer familienbezogenen Religiosität, die die Kirchengemeinde vielfach noch

⁵² Vgl. Koelsch/Gebauer (s. Anm. 22) 318–342; vgl. auch: Aigner, Trauma (s. Anm. 23) 673.

⁵³ Vgl. zum Ganzen: Rothermund – Eder, Motivation und Emotion (s. Anm. 33) 175; vgl. zum Ganzen auch: Engemann, Lebensgefühl (s. Anm. 47) 165–204.

⁵⁴ Interviews mit Waltraud Jon, 8.12.2016.

⁵⁵ Siehe oben das Zitat bei Pohl-Patalong, Gottesdienst (s. Anm. 6)

bereithält (familiales Feld bei Bourdieu).⁵⁶ Vielleicht ist das brennende Herz der Emmausjünger (Joh 24) ein Ausdruck dieser ätiologischen Gestimmtheit.

6. Pastoraltheologische Schlussfolgerungen

Eine ‚Heuristik der Emotion‘ könnte zu einer die pastorale Praxis bereichernden, neurowissenschaftlich und damit interdisziplinär gestützten Erkenntnis führen, warum Menschen möglicherweise immer wieder neu kirchlichen Angeboten zuneigen, trotz aller Enttäuschungen, Irritation und Frustrationserlebnissen, die sich in der kirchlichen Alltagspraxis vor Ort nun einmal einstellen können. Vielleicht liefern künftig neurowissenschaftliche Untersuchungen Anhaltspunkte dafür, dass menschliches Verhalten hinsichtlich seiner emotionalen Komponenten auch von körpereigenen Opiaten bestimmt wird, und dass darüber hinaus das Hervorrufen dieser biochemischen Reaktionen im Gehirn einen Beitrag dazu liefert, Glauben, Geselligkeit und einen ‚Geschmack für das Unendliche‘ gerade in der Kirchengemeinde zu suchen. Die Praktische Theologie bekommt im Rahmen der Ausbildung des theologischen Personals mithilfe des Dialogs mit den Neurowissenschaften weiteres heuristisches Material an die Hand, um im Gottesdienst mit den Mitmenschen einen Anhaltspunkt dafür zu suchen, was diese in der kirchengemeindlichen Arbeit finden wollen.⁵⁷ Dies könnte pauschal mit J. Bauer als Suche nach gelingenden Beziehungen bezeichnet werden. Diese Erkenntnis versetzt Pfarrpersonen daher in einen Verstehenshorizont, der über die horizontal-soziale Ebene menschlicher Beziehungen hinausreicht und zugleich auf eine vertikal-transzendente und damit göttliche ‚Erlösungsdimension‘ hinweisen würde. So wäre die möglicherweise emotionale ‚Rückkehr nach Damals‘ als Rückkehr zu einem ätiologischen Ursprung einer emotional gesteuerten Anfangssituation zu verstehen, die sich im Gottesdienst und darüber hinaus in sämtlichen anderen kirchengemeindlichen Veranstaltungsformen abbilden oder auffinden lassen könnte, aber sich einer planbaren Verfügbarkeit entzöge.

Derartiges müssen die Menschen wohl suchen, wenn sie den kirchlichen Angeboten zuneigen, sich auf die andere Welt einlassen, die sich in den kirchlichen Ritualen und in den genuin kirchlichen Veranstaltungen identifizieren lässt, um sich vielleicht auch im Sinne eines ‚bien-être‘ im Alltagsleben durch die Woche getragen zu fühlen, weil sie in ihrem Glaubensleben zurückkehren können zu jenem ätiologischen Anfangspunkt prägender Emotionen. Darin leistet der Gottesdienst mithilfe von Predigt und

⁵⁶ Vgl. Detlef Pollack, Was wird aus der Kirche, religionssoziologische Beobachtung und vier Vorschläge (Teil III), in: Deutsches Pfarrernetz, 106 (2016) 9, 506–509; 507/509.

⁵⁷ Vgl. Michael Klessmann, Religion und Gesundheit, in: Noth, Pastoralpsychologie (s. Anm. 12) 28–40.

Liturgie einen Beitrag zu ihrer Identität und Selbstwirksamkeit durch ihre emotionale Selbstvergewisserung als eine ‚Rückkehr nach damals‘.⁵⁸

PD Dr. theol. Frank Weyen
Claudiusstr. 66
D-44649 Herne
+ 49 (0)173/56 93 050
frank.weyen(at)uzh(dot)ch

⁵⁸ Vgl. zum Identitätsverständnis auch: Weyen, Kirche (s. Anm. 48) 11–158.